

(Nachdruck verboten.)

4)

Frau Pilatus.

Von Oscar Madsen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Eine so niedrige Rache konnte sich also der schwachköpfige Assessor nicht versagen — weil sein Verhör zu weniger als nichts geführt hatte, trotz des Arrestes, der ja aufgehoben werden mußte, spätestens nach Verlauf von drei Tagen, so sicher, wie die Sonne auf Gerechte und Ungerechte scheint. Ueber diesen Punkt war Winther keinen Augenblick im Zweifel.

Rache — nur Rache war dies! Ein übermütiges, verhöhnendes, knabenhaftes Herausstrecken der Zunge über seine Menschenwürde seitens eines getäuschten Untersuchungsrichters; daß noch etwas andres dahinter stecken konnte, darüber dachte der Assistent Winther, übermannt von Born und Entrüstung, gar nicht erst nach.

Einige wenige Minuten verstrichen, der „Schrank“ wurde von neuem geöffnet. Der Polizeibeamte winkte.

„Kommen Sie nun heraus, Winther.“

Der Bankbeamte schäumte:

„Sie sind wohl vielleicht so freundlich, Herr Winther zu sagen; die Pöffen hier stellen uns nicht auf gleichen Fuß.“

„Gott bewahre, Gott bewahre,“ sagte der Polizeibeamte spitz. „Haben Sie die Güte, mir zu folgen, jetzt ist gewiß Ihr Bett für heute Nacht gemacht.“

Winther folgte ihm durch die weitläufigen Gänge des Rathauses, wo so spät abends kein Mensch zu erblicken war.

Untermweg fragte er:

„Ist es zu viel verlangt, daß meine Frau von dem hier unterrichtet wird? Meine Telephonnummer ist 2316.“

„Ich werde telephonieren, Herr Winther.“

„Danke.“

„Na, die Frau war wohl vorbereitet...“

Die Stimme des kleinen Laffen klang ein bißchen milder, als Zeichen dafür, daß es doch zwischen Polizeibeamten und andren Sterblichen gemeinsame Gefühle giebt.

„Nein, das war sie nicht,“ sagte Winther, „und wenn Sie es nicht also brüsk sagen wollten... ein bißchen schonend...“

„Gewiß, Herr Winther...“

Sie waren in das Souterrain des Rathauses gelangt und blieben vor einer Thür aus ungestrichenem Holze stehen, der Grenze zwischen dem Rathause und dem Gefängnisgebäude; durch einen unterirdischen Gang waren beide verbunden.

Hier empfingen ein paar blaunifformierte, schlüsselführende Gefängniswärter den Gefangenen, der Polizeibeamte Laffen nickte ihm flüchtig zu und blickte ihm nach, bis er und sein Wächter in dem Tunnelgang verschwanden.

V.

Oben in der Kammer war Assessor Krog im Begriff, seine Papiere zusammenzupacken und die umfangreichen, beschriebenen Bogen in seiner großen schwarzen Mappe zu bergen. Mit mürrischer Miene spülte er den Rest seines Porters hinunter. Er war nicht zufrieden mit der Ausbeute des Tages, obgleich eine neue Festnahme ja immerhin ein neuer Triumph war.

Das kleine Schlußverhör, das er mit dem Arrestanten Möller improvisiert hatte, der im Triumph genommen und durch die Donnerbotschaft beglückt werden sollte: „Ihr Mitschuldiger Winther ist festgenommen“, hatte zu gar nichts geführt. Möller war hartnäckig bei seiner früheren Erklärung geblieben und auch das kleine, fix berechnete Arrangement drüben bei den „Schranken“ hatte nicht den geringsten Effekt gemacht, und auf das war doch der Assessor Krog so stolz gewesen, als er darauf kam, gerade wie durch eine Eingebung von oben!

Er nickte dem Protokollführer kurz zu, that als ob er die Weisheit gar nicht sähe, wozu er ja auch seine Gründe haben konnte, verließ das Kriminalgericht und steuerte mit der Mappe unter dem Arm die Treppe hinunter, hinaus aus dem dunklen Rathause.

Mit der Pferdebahn fuhr er nach Hause zu seiner kleinen, gemütlichen Villa an der Ostbrücke. Untermweg war ihm nicht ganz sicher zu Mute.

Die Scene, die er eben zu Ende gespielt hatte, beunruhigte ihn nicht im geringsten.

Keine Idee.

In der Beziehung war Assessor Krog vollkommen gestählt.

Er hatte soviel Menschen ins Loch gesteckt zum „Bekennen“! Das war eine Taktik, die in der Regel ihre Wirkung that. Natürlich konnte es vorkommen... das war selten... sehr selten... daß er das Pech hatte, einem Unschuldigen Unrecht zu thun, dann schlugen die Blätter Marm... Aber Assessor Krog verachtete die Blätter aus Princip, und das war klug gethan. Von seinem Standpunkte aus.

Nein, etwas ganz andres war es, das nun seine Gedanken beschäftigte. Am liebsten schüttelte er schon die Rathausluft auf der Schwelle des Kriminalgerichts ab.

Er dachte schlecht und recht an das peinliche eheliche Gezänk, das ziemlich sicher seiner hartte, wenn er nach Hause kam.

Groß gegenüber allen andren Menschen, war Assessor Krog doch Einer gegenüber klein.

Seine in jeder andren Beziehung vortreffliche Gattin hatte nämlich einen schlimmen Fehler. Sie konnte oder wollte nicht begreifen, weshalb seine gerichtliche Thätigkeit nie in einer bestimmten Stundenanzahl und mit dem Glockenschlage abgeschlossen werden konnte. In dieser Beziehung — sagte sich der Assessor manchmal mit dem Näckeln des litterarisch gebildeten Mannes — war sie wirklich ein Seitenstück zu der kleinen neuvermählten Richterfrau in irgend einem Balzac'schen Werke, die zu ihrem Manne auf das Gericht kommt und die Thüre ein wenig öffnet:

„Hör 'mal, Bauwan, beei' Dich ein bißchen mit Deinem Recht'sprechen. Wir wollen doch in Gesellschaft...“

Wenn er ihr widersprach, die Pflichten und Bedürfnisse des Dienstes hervorhob, dann hatte dies nur zur Folge, daß sie einen der gräßlichsten hysterischen Anfälle bekam, die er nicht ertragen konnte, wie gestählt er auch war.

Und auch diesmal verrechnete er sich nicht.

Es war eine gelinde Sündflut bitterer und spitzer Worte, die ihm überspülte, sowie er nur über seine Schwelle trat.

Die kleine, schöne fünfundzwanzigjährige und jung-verheiratete Frau Krog war eifersüchtig bis zur Naserei.

Und wie gut sie auch Bescheid wußte — sobald sie aus einem oder dem andren Grunde hitzig gestimmt war, hielt sie es für das Klarste unter der Sonne, daß ihr liebes, kleines „Kriminalgericht“ auf verbotenen Wegen gegangen war. Die Verhöre, denen sie ihn bei solchen Gelegenheiten unterwarf, konnten beinahe seine eignen ausstechen. Obschon, beim Himmel, ihr vierzigjähriger, vor der Zeit gealterter und comptoirstaubiger Mann wahrlich keinen fremden Göttern huldigte — wenn er nicht gerade der Göttin der Gerechtigkeit, der strengen Frau Justitia, huldigte!

Das Essen war halbtakt.

Und Assessor Krog setzte sich stumpf und verdrießlich zu Tisch, während er den verdammten Schlingel verwünnschte, der ihn durch sein hartnäckiges Leugnen so lange aufgehalten und der überdies seinen Hausfrieden gestört hatte.

Neuherzt bissig liebte ihn die Frau wissen, daß er es eigentlich gewiß selbst verdiente, in eines seiner dunklen Cachots gesteckt zu werden.

Erst beim Kaffee thate die eisige Stimmung zwischen den Gatten auf.

„Ich habe heute einen recht guten Tag gehabt,“ vertraute der Assessor seiner besänftigten Frau an und faßte sie liebevoll unter das Kinn.

„So, mein Freund? In der Bankbetrugs-Geschichte?“

Krog nickte.

„Ja, ich habe wieder einen in Untersuchungshaft. Einen Mitschuldigen... verstehst Du?“

„Gestand er?“

„Wo willst Du hin?... Dann hätte ich ihn ja gleich richtig arretieren lassen können. Nein, so gut kam's nicht. Das ist ein ausgemachter Spitzhube. Er leugnete alles, drei, vier Stunden hinter einander. Da bekam ich es satt und ließ ihn festsetzen. Morgen ist er mürbe... ganz bestimmt.“

Frau Krog schmiegte sich in dem Sofa schmeichelnd an ihren Mann und küßte ihn zärtlich:

„Du kleines, süßes, liebes, kluges „Kriminalgericht“!“

VI.

Einige Stunden später lagen Affessor Krog und seine Frau und schwatzten behaglich in dem breiten Doppelbett.

„Oswald,“ sagte sie zu ihrem Manne — und diese kleine Vornamensbezeichnung war stets der Gipfelpunkt ihrer Zärtlichkeit gegenüber dem eingetrockneten Juristen, einem echten Juristen, in dessen Augen selbst der Ausdruck „Hymenketten“ einen eigentümlich klirrenden Klang haben mußte, wie von halbrostigen Handschellen — „Oswald!“ wiederholte sie.

„Ja, Süße.“

„Mir fällt gerade etwas ein.“

„Was kann das wohl sein, Du kleine Schönheit?“

„Ja, Du — und sie froh noch näher an ihn heran. „Zuweilen denke ich eigentlich, es ist ein fürchterlicher Gedanke, mit Dir verheiratet zu sein.“

„Danke.“

Der Untersuchungsrichter wurde sichtlich in seiner Manneswürde verletzt und zog sich ein bißchen in das Bett zurück.

Aber die kleine Frau verfolgte ihn. Sie pflanzte ein Augenblickchen ihren Mund dicht unter sein Ohr. Und als sie merkte, daß diese kluge Maßregel half, fuhr sie fort: „Du darfst nicht böse über das werden, was ich jetzt sage. Aber manchmal ist mir wirklich ganz unheimlich, wenn Du nach Hause kommst und mir so froh und stolz erzählst, was Du im Laufe des Tages ausgerichtet hast. Es überkommt mich manchmal so lächerlich — gerade als ob ich selbst was mit den Entscheidungen zu thun habe, die Du triffst.“

Der Affessor lachte ein wenig überlegen.

„Danke schön. Nein, weißt Du, mein Puffelchen: Meine Arbeit mußt Du mir wirklich selbst überlassen. Da ist die Ehre mein.“

„Ja, die Ehre.“

Die junge Frau lag und starrte bedächtig zur Decke.

„Aber dann die Verantwortung,“ fügte sie bald darauf in grübelnden Tone hinzu.

„Die Verantwortung?“

Affessor Krog setzte sich — auf den einen Ellbogen gestützt — einen Augenblick halb auf — und blickte sie sicher an, ehe er antwortete:

„Auch die ist selbstverständlich mein — einzig und allein mein.“

Eine Minute verstrich in Schweigen. Dann ertönte es von Frau Krog: „Bist Du dessen auch ganz sicher?“

„Absolut. Ich weiß gar nicht, was Du mit der Frage meinst.“

„Die Gedanken sind es, die manchmal kommen und mich stören. Sind wir beide ernstlich mit einander verbunden — wie es Eheleute sein sollten —, dann steckt wohl im Grunde Deiner Entschlüsse auch ein Teilchen von mir. Ja, ich kann es nicht so recht klar machen, was ich meine . . .“

Und sie suchte ein Weilchen nach Worten und sagte dann:

„Ich kann nicht darüber fortkommen, daß ein Teil der Verantwortung, sowohl wenn Du recht handelst — wie wenn Du nicht recht handelst — auf mich fällt.“

Krog schalt:

„Ach, gewiß nicht! Was sind das für närrische Grübeleien? Wie kannst Du Dich mit solchen Einbildungen plagen?“

„Nein, das ist natürlich dumm von mir.“

„Dumm ist ein starkes Wort. Aber ein bißchen unvernünftig, wir wollen sagen unvernünftig — und überflüssig.“

Frau Krog schwieg ein wenig. Dann rief sie mit plötzlicher Kraft:

„Ach, Oswald, hättest Du Dir nur eine andre Lebensstellung gewählt!“

Affessor Krog wurde verdrießlich, seine Lebensstellung war ja gerade sein Stolz, fast seine Eitelkeit. Und er gab eine mürrische Erwiderung:

„Du denkst vielleicht, daß ein Untersuchungsrichter sich gar nicht verheiraten darf? Wir sollten im Ekkibat leben wie die Mönche und wie die Priester in alten Zeiten?“

„Das gerade nicht.“

Sie sprach ein wenig zögernd. Dann sprang sie plötzlich in einen andren Gedankengang hinein.

„In alten Zeiten, sagst Du. Es war einmal in alten Zeiten ein Mann, der hieß — Pontius Pilatus.“

„Ja, das weiß ich wohl.“

Affessor Krog lachte leise.

„Er war ja auch verheiratet . . . nicht wahr?“

Krog wurde aufmerksam.

„Ja . . . es heißt so.“

„Und wird da nicht erzählt, daß seine Gattin — in der Nacht, als er Jesus Christus verurteilte — einen Boten zu ihm sandte und ihm sagen ließ: Thue diesem Unschuldigen nichts zu Leide. Denn sein Bild hat mich in schweren Träumen verfolgt.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der alte Schlächtruf von dem Hunde, den man totzuschlagen müsse, weil er ein Rezensent sei, kreischt wieder durch die Lande. Aber die Bitteratenschwählichkeit unsrer Tage bekümmert sich nicht mehr zu dem offenen Mut, jeden derartigen Hund totzuschlagen, sondern scheidet die guten, lieben Schöpfunglein von den rüudigen Gassenköttern, die treuherzig ledenden Bernharden von den fletschenden Bullenböggen. Nur die schlimmsten Bestien sollen geknackert werden, die guten, klug apportierenden aber dürfen nach wie vor Lobgefänge belken und schühend die schaffende Kunst gegen Messerstecher und Schimpfer verteidigen. Oder unbillig: Nur die rohe Kritik ist schändlich, die andre aber ist Gott wohlgefällig und duftet edel. Die edle Kritik, wie kaum nötig zu sagen, arbeitet für die im Neubau befindliche Firma Rudolf Mosse, hingegen die rohe in den *chambres séparés* des Scherlschen Betriebes tobt, dort wo die farbigen Individualitäten des Tages schmelzen dürfen, ohne Rücksicht auf den durch einen Strich getrennten Inzeratenteil.

Hermann Sudermann war es, der bei Rudolf Mosse den Kampf gegen die Verrohung der Theaterkritik eröffnete, vornehmlich der Hermann Sudermann gewidmeten Kritik. Er fand es beispielsweise unflätig, wenn irgend ein Schuft den außerhalb der Literatur hochanständigen Familiennamen Blumenthal verleumderisch in ein Blumenthal veräpeltete. Und dergleichen mehr. Ich bin nicht sicher, ob es nicht eine ähnliche Gemeinheit ist, wenn ich gestehe, daß ich mir Sudermann aus meinem Dasein fortdenken kann, ohne den mindesten Verlust zu empfinden. Ja, ich bin sogar mit einem guten Kameraden völlig verfeindet, seitdem er mich durch ein Freibillet nötigte, des Dichters „Heimat“ und seine geniale Magda zum vierten Mal zu begrüßen. Indessen zum Glück stellt Sudermann mir Theaterstücke und nicht Kanonen her, und so brauche ich nicht zu befürchten, daß morgen ein Staatsanwalt im öffentlichen Interesse wegen meiner schändlichen Verdächtigung und Verleumdung des erwähnten Theatralikers die ganze Unterhaltungsbeilage von der Maschine weg konfiszieren läßt. Ich verteidige also frech die Rohheit, daß ich meine Geburt nicht etwa deshalb segne, weil sie mich zum Zeitgenossen des geschätzten Autors gemacht hat. Aber seine in drei Zeilen des „Berliner Tageblatt“ gesammelten Rohheitsmaterialien waren — das kann ich nicht leugnen — eine völlerpsychologisch bedeutsame That. Denn sie bewiesen, daß selbst ein Berliner Theaterkritiker aus der Zimmerstraße nicht im Stande wäre, die Rolle eines Mitgliedes des Wiener Reichsrats mit einigen Gesängen zu spielen. Man kann wirklich nicht mehr ordentlich schimpfen, und alle die von Sudermann aufgehäuften Eckworte sind im Grunde doch nur zimperliche Verkleidungen der einen Kernbehauptung: „Sudermann schreibt schlechte Stücke mit ungeheurem Erfolg. Das erste ist ein Fehler seiner Begabung, das zweite aber ein moralisches Verbrechen.“

Die vom Dichter eingestampften Kritiker recensierten nun ihren grimmen Rezensenten und ligeten den Anwalt einer anständigen Kritik mit nesselhaarigen Beteuerungen einer ausschweifenden Mißachtung. Die Kritiker fochten im Namen der Kunst, der Autor im Namen der ehrlichen Arbeit, des Anstands und der bürgerlichen Ehre. Also der ewige Streit zwischen den schaffenden Künstlern und den neidgelben unfruchtbaren Rezensenten? Ach nein! Es ist eine Ewigleistsliche, daß kritisieren leichter sei als besser machen. Kritisieren ist nämlich schwerer. Die deutsche Litteratur hat nur zwei, drei Kritiker großen Stils herborgebracht, aber Duzende von bedeutenden Dichtern. Man wird dadurch nicht zu einem schöpferischen Geist, daß man aufs erste Blatt seiner Bücher ein Personenderzeichnis drucken läßt und seine Phantasie links und rechts vom Schauspieler schweifen läßt. Und man wird dadurch nicht zum sterilen Rörgler, daß man über Kunst Tieffünniges zu sagen weiß. Wir haben die Gewerbe-freiheit, auch in der Litteratur. Niemand fordert einen Befähigungsnachweis für's Stüdeschreiben. Aber auch niemand erhält dadurch einen höheren Rang, daß er seinen Schreibenden Genius just auf Lantienmen trainiert. Man begnüge sich mit dem Vortheil, daß die öffentlichen Schaustellungen der Schriftstellerei den höchsten Marktwert haben, es liegt aber in dieser Vethätigung kein Anlaß zu besonderer Einschätzung und Annahung. Sudermann hat mit seinem Feldzug gegen die rohen Rezensierer nichts andres bewiesen, als daß er kein feinketonisiertes Talent hat und von der lächerlichen Einbildung des Theatralikers gedunsen ist, dem die Bretter die Welt bedeuten.

Im Grunde ist der ganze in Berlin entbrannte Kampf zwischen beliebten Bühnenautoren und unbeliebten Kritikern ein geheimes Compagniegeschäft. Es wird der Anschein ertwärt, als ob es sich in derlei Theaterfragen um ernsteste Weltprobleme handelt, und der Marktwert der Ware wird so abermals gesteigert. Ich rede nicht von den wenigen Dichtern, die eine Naturgewalt zwingt, ihr Herz in der mächtigen, weithinhallenden Sprache des Dramas zu künden. Aber ist jemand deshalb ein Dichter, weil ihn ein Theaterdirektor

aufführt? Auf keinem Gebiete literarischen Schaffens kann die völlige Poesielosigkeit so leicht zur Geltung kommen, wie in dem lägenden, schwindenden Rampenlicht. Wer gar nichts kann und weiß, hat immer noch das Zeug zu einem beliebigen Theaterschriftsteller. Selbst der durchgefallenste Bühnenautor wird mit der Zeit zum berühmten Mann. Jede Schmiererei, die man dialogisch gliedert, ist eine Villa wert und eine hübsche Rente dazu. Wer aber fragt nach ersten Romanen, in denen denen sich eine dichterische Persönlichkeit viel reicher und freier entfalten kann als in dem hundertfältig beengten Theaterstück? Weshalb den Armen, deren Seelen gar lyrisch verbluten! Laßt sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind! Das in einem ganzen arbeitsreichen Leben geschaffene Werk eines tiefen Denkers wird von einem Duzend Fachgelehrten gelesen, und die Kosten für Druck, Satz, Papier und buchhändlerischen Vertrieb hat der unglückliche Philosoph obenbrein zu tragen. So Du aber zum Volke nur zwischen 1/8 und 10 Uhr abends redest, so bist Du sofort ein hervortragender Kerl, der bei jedem Tanzvergügen und jeder schönen Leiche in allen Zeitungen unter den Anwesenden bemerkt wird.

Zum Heil für die Autoren sind auch die rohesten Kritiker Zeithaber des Bühnenbankgeschäfts, denn die Theaterei findet gerade in ihnen die wirksamsten Agenten. Die Recensenten leben von den schlechten Stücken. Sie sind es, die Abend für Abend dem Publikum einreden, es gäbe nichts Besseres in der Welt, als die witzige Unternehmung, wie wüßlos ein Bühnenschmarren sei. Sogar die Nachtruhe opfern die armen Leute, nur um noch fürs erste Morgenblatt die Kunst gegen ihre thätlichen Angreifer zu verteidigen. Sie sind die Herolde der Eitelkeit und Fröhnen der Begierde, noch in dem blindesten Spiegel ihre eigne Herrlichkeit zu bewundern. Wie die Literaturprofessoren an den Universitäten für teures Geld in behaglicher Fülle sich als die Unternehmer der toten, zumeist verhungerten Literaturhelden fühlen — diese haben nur gelitten und gedichtet, damit der Professor später an ihren Leichen sich wärmen kann — so üben die Recensenten dasselbe Handwerk in Hinsicht auf die Lebenden, denen es allerdings, soweit sie auf der Bühne adern, besser geht als den geschäftsunkundigen Hungerleibern der Vergangenheit: ein Gewerbebetrieb im Herunterziehen, für den nicht einmal ein Hausierchein gelöst zu werden braucht. So sind die Pantenden unlöslich mit einander verbunden, und darum mußten die Angegriffenen auf die einzige wirksame Antwort verzichten, die hätte lauten sollen: „Lieber Sudermann, nicht um den Anstand oder die Gemeinheit der Kritik handelt es sich, sondern um ihre Verhätigung überhaupt. Das ist unsre Schuld, daß wir überhaupt recensieren, daß wir jedem Quarl nachlaufen und an dem Wödesten unsern Wis wegen. Die Vorgänge auf dem Theater gehören unter die vermischten Reporternotizen vom Tage. Und nur wenn die Kunst, und wäre es eine irrende Kunst, uns rüst, werden wir schreiben und kritisieren und dann wird der Künstler und nicht zu scheitern haben. Wir sind nicht ganz in Klaren, ob wir Dich, lieber Sudermann, noch einmal kränken werden, indem wir Dich nennen.“

Sudermann aber könnte, wenn er nicht zufällig der literarisch gestiefte Sudermann wäre, den Hohnenden heiter antworten: „Kinder, thut doch nicht so. Ihr brennt ja darauf, daß ich schlechte Stücke schreibe. Sonst habt Ihr ja nichts, womit Ihr Euch durch dieses teure Dasein schlagen könnt. Ich bin Eurer Ernährer. Also laßt uns weiter mit einander kämpfen bis zum letzten Wutstropfen — des Publikums.“ ...

Das letzte Ueberbrettel wird demnächst abjaulen. Die Seuche ist somit erloschen. Als vor Jahr und Tag der lustige Ehemann gen Himmel hofte, als wollte er ewig leben und springen, rührte ich leise am Totengläsklein. Das Ende ist noch schneller und elender gekommen, als ich damals glaubte. Wir kehren wieder zum gänzlich unliterarischen Variété zurück, zu den Schlangemenschen, Hödeschüttlerinnen und Muskelmonstren.

Das Brettel ist an der Ueberfättigung zu Grunde gegangen, inmitten eines schmerzlichen Hungers nach wirklicher Brettelkunst. Es hätte den Verus haben sollen, das Gelächter des Tages aufzufangen, was eben in der politischen und socialen Welt sich begeben, als grimmige Morithaten zu taxieren. Die öffentlichen Personen mußten dort in großem Spaß die ernsthaften Tollheiten ihrer Wirklichkeit hinrichten. Hier mochte die Freiheit Recht sprechen, die frohe Zukunft lodend scheren, die unbelämmerte Vermunft den Unsinn züchtigen: Das Künstlerlachen als höchste Instanz über das mußige Regiment der Dunkelmänner und Sklavenvögel!

Nichts von alledem geschah. Man pflanzte den anspruchsvolleren Polsterabendschertz, den gürenden Liebeszahnad, die gefesselte grinsende zeitlose Jote, allenfalls ein hübschen drolligen Wit von ewigem Unsinngehalt. Die Sache ward immer harmloser und zeitfremder, und das rauschende Getriebe des Tages versank draußen, abseits, in ungezügelter Kraft. So kam das Brettel um.

Wer trägt die Schuld? Mangelt es an Talenten? Die Witzblätter weisen frisches Leben. Fehlt es an einem empfänglichen Publikum? Die Leute reden sich in den Ausstattungsstücken der Watton-Theater die Hälse nach aktuellen Anspielungen aus und das zahmste und dümmste politische Wort spricht die von Baruch's Schneiderglanz Ermatteten wieder munter.

Das Schicksal des Brettels ist ein Denkmal deutscher Unfreiheit. Es ist an den Polizeimißhandlungen gestorben. Wie geringfügig ist es vergleichsweise, wenn Redakteure gefesselt über die Straße geschleppt, Häftlinge geprügelt oder Damen in Reformtracht verhaftet

werden. Hier stirbt die Kultur selbst an der Polizei. Das Lachen wird zertritten, und der lebendige Tag der Kunst gewaltsam entwendet. Der Witzler mordet den Schalk, der doch der tapferere Führer ist zu allen guten und frohen Dingen.

Wenn ich demnächst einmal Fraktion werden sollte, werde ich sofort interpellieren, was der Herr Reichskanzler zu thun gedenkt, um die verfassungsmäßige Freiheit der Rede und Schrift der gewaltsamen Polizeikontrolle zu entziehen, und das Recht auf fruchtbar gestaltendes Lachen zu schützen. —
Joc.

Kleines feuilleton.

oc. Frost. Als die Kinder am Morgen auf die Straße kamen, war das Wasser neben dem Brunnen gefroren. Auf Dächern und Zäunen blinnte der Raufreif, messerscharf fuhr der Wind um die Ecken. Die ganze Luft war voll schneidenden Frostes, die Kinder schien er aber nicht zu stören.

Es waren offenbar „bessere Kinder“, sie trugen Pelzmützen und warmgefütterte Mäntelchen, Puffen und Boas, da kann der Wind nicht hindurch, und so sahen sie denn nur die erste Schlüßerbahn und stürmten jubelnd darauf los. War das eine Lust, so auf und ab zu gleiten. Die schweren Schulmappen drückten gar nicht mehr, die Augen glänzten, die hellen Stimmen der Jungen überlöteten noch den Straßenlärm.

„Schliddern denn da die Kinder schon?“ fragte oben in einer Bel-Etage ein junges Mädchen. Sie wollte gerade die Gardinen aufziehen und hatte dabei den hellen Klingklang unten gehört. Neugierig hastig riß sie das Fenster auf und beugte sich hinaus, auch ihre Augen leuchteten auf: „Ja, sie schliddern, Papachen, Papachen, nun giebt es Eisbahn, es hat gefroren.“

„Merke ich, mach' das Fenster zu,“ rief der alte Herr vom Kaffeetisch her, „da kommt ja ein Fuder Kälte herein.“

„Schauderhaft kalt ist es!“ Sie hatte das Fenster schon wieder geschlossen und kam an den Tisch zurück. Fröstelnd legte sie die Hände um die heiße Kaffeetasse, ihr ganzes Gesicht strahlte: „Eisbahn, Papachen, Eisbahn, wenn es so weiter friert, haben wir sie morgen! Und weißt Du auch, was Du mir versprochen hast, Papachen?“ Sie zwinkerte ihm mit den Augen zu.

„Nichts weiß ich, gar nichts weiß ich. Was soll ich denn wissen?“ Er machte ein böses Brummgesicht, aber um seine Mundwinkel zuckte es wie verhaltenes Lachen, und sie sah das Lachen, und nun juckte sie auch schon und sah auf seinem Schoß und legte die Arme um seinen Hals: „Ach, Du weißt nichts, Papachen? Gerade weißt Du's: 'n neues Pelzwerk sollt' ich kriegen, 'n Stunstmuff und 'ne Boa für die Eisbahn, Du hast es mir versprochen, Papachen.“

„Hab' ich's versprochen? Na, na hör' mal, dann muß ich wohl Wort halten, und...“ sie schloß ihm den Mund mit Stüßen.

„Und ich bekomme's, Papachen? Ach, Du liebes, einziges, goldenes Papachen, aber heut' noch; ja? Ich kann's mir doch heut' holen? Es ist ja so kalt...“

„Anständig kalt ist's geworden,“ sagte der dicke Rentier. Er hatte die Spagen auf dem Ballon gefüttert und kam jetzt wieder in das Wohnzimmer zurück. „Der Wind pfeift ja, Donnerwetter, sogar die Brotkrumen frieren; laß man Auguste Hansföchner mitbringen, damit die Vögel wenigstens etwas haben; aber laß gleich fünf Pfund holen.“

„Ich hab' es ihr schon gesagt,“ nidie die kleine Frau. Sie war eben so rund und wohlgenährt wie der Herr Gemahl. „Ja, ja, der Frost, und so früh schon, im November schon, nun können wir wieder was in den Ofen stecken.“

„Über ordentlich! Rachel' man rin!“ Er hatte sich die Pfeife angezündet und ging behaglich im Zimmer auf und ab. „Etad' in jeden Ofen 's Doppelte! 'ne warme Stube ist's mindeste, was der Mensch im Winter haben muß.“

„Ja, ja, dann rüd' mir auch Geld 'rans.“ Sie lachte ihm zu. „In jeden Ofen 's Doppelte, dann werden unsre Kohlen lange reichen.“

„Schad't jar nicht, Mutter! Wenn's man warm wird, kommt's nich' auf 'n paar Dhaler an. Sieh' mal, da sind se.“ Er war an das Fenster getreten und wies auf den Ballon, wo sich die Spagen um ihre Krümel rauften. Ein ganzes Weilschen standen sie nebeneinander und sahen den Vögeln zu. Die kleine Frau senfte: „Ja, ja, die armen Dinger, alles hartgefroren, wenn nun die Kälte anhält? Was soll 'n dann eigentlich werden?“

Wenn nun die Kälte anhält, was soll 'n dann eigentlich werden? ...

Unten auf dem Bauplatz war's, da standen sie und sahen sich an, in den verwetterten Gesichtern zuckte es wie Verzweiflung.

Alles gefroren, die Arbeit ruht.

Keine Arbeit, kein Lohn, kein Brot.

Und wenn nun die Kälte anhält? ...

Drüben beim Brunnen schliddern die Kinder. Die hellen Anabensstimmen tönen jubelnd durch den sonnenklaren Wintermorgen: „Bahn frei!“ —

Bergbau.

k. Neuentdeckte Salpeterfelder im „Thale des Todes“. Große Salpeterfelder, die viel ausgedehnter als

die Chiles sein sollen, sind in Kalifornien im „Thale des Todes“ entdeckt worden. Da die Nachricht nun auch offiziell bestätigt ist, begeben sich Hunderte von Bergleuten und Erzgrübern in jene Einöden. Die unter Führung von Professor Gilbert C. Bailey ausgeführte Expedition fand Salpeterablagerungen, die für viele kommende Jahre die Welt damit versorgen können. Die Ablagerungen liegen 130 bis 145 englische Meilen von Daggett, 110 bis 130 Meilen von Randsburg und 45 bis 70 Meilen von Ballarat. Sie erstrecken sich über ein Gebiet von mehr als 25 Meilen Länge und 15 Meilen Breite. Der nächste Ort in der Gegend der Salpeterlager, an dem es Wasser giebt, ist 35 Meilen davon entfernt; es sind Schachte bis zu 45 Fuß Tiefe gemacht worden, ohne daß man auf Feuchtigkeit stieß. Man glaubt, daß im nächsten Winter das Salpeterfieber allgemein werden wird. Da große Geldauslagen nötig sind, um Expeditionen dorthin auszusenden, sind die Chancen des Einzelnen nicht groß. Bis jetzt kennt man die wirkliche Ausdehnung der Salpeterlager noch nicht genau. „Alle bis jetzt entdeckten Salpeterlager“, sagte Professor Bailey, „liegen im nördlichen Teil der Grafschaft San Bernardino und erstrecken sich bis in den südlichen Teil der Grafschaft Inyo. Man findet sie an den Küstenlinien entlang, die die Grenze des Todes-thales, wie es während der Cocanzeit war, bezeichnen. Einen Begriff von dem möglichen Wert der Felder erhält man bei Betrachtung des Natriumsalpers, der in Flözen von sechs bis zwölf Fuß Dicke liegt. Die Thatsache, daß es in Kalifornien Salpeter giebt, ist vielleicht schon vor zwanzig Jahre bekannt; aber man maß den ersten Entdeckungen keine Bedeutung bei. Ein Hindernis war es auch, daß man keine genauen Analysen erhalten konnte. Die Salpeterlager in Kalifornien ähneln denen in Chile sehr, der Salpeter beider Länder wurde unter denselben geologischen Bedingungen gebildet, in beiden Ländern ist er ein besonderes Produkt ihrer großen Wüstenregionen. Bailey entwirft ein farbiges Bild von der geheimnisvollen Wüste. „Wenn die Natur in gewisser Beziehung unfreundlich gewesen ist, so war sie andererseits verschwenderisch mit ihren Gaben. Das Thal ist gelb vom Sand und schwarz von Lava, aber die Soda-, Salz- und Boraxlager, die sich darin befinden, schimmern schneeweiß. Jede Spitze, jede Schlucht und jede Schicht hat ihre eigne Farbe, und nicht zwei gleichen einander genau. Sie variieren vom reinsten Marmorweiß zum Lavaschwarz, vom hellsten Grün zum dunkelsten Karmin, vom zarten Crem zum Purpur. Glanz und Dunkelheit der Farben sind gemischt und kontrastieren in prächtigen Massen, die jeder Beschreibung spotten. Es ist das Land der Gegensätze; eine wirkliche Wüste, aber voller Reichtum; eine Gegend des Todes, aber für eine Hälfte des Jahres einer der gesündesten Orte; ein Ort, wo die Temperatur von 120 Grad Fahrenheit im Schatten bis 40 Grad unter Null während des Jahres springt, wo im Durchschnitt kein Regen fällt, und dann wieder Wolkenbrüche in einer Stunde die Natur verändern. Dort findet man Seen auf den Bergspitzen; die Flüsse betreten ihr Dasein nur durch Verstecken unter dem Kies und kommen nur an die Oberfläche, wenn sie durch die Felsbarriere dazu gezwungen sind. Es ist ein dürres Land, in dem die Menschen an ungestilltem Durst sterben. Es ist als wasserlose Wüste bekannt, und doch sind seine Quellen die Lieblingsaufenthaltssorte der austretenden Gänse und Enten. Die Bergzüge und Ebenen sind böllige Wüsten, ohne Bäume und Wasser, doch an vielen Quellen ist Wasser genug, um das Land zu bewässern. Die eingerichteten Farmen sind wirkliche Oasen und entzücken den mühen Wanderer und versorgen ihn mit neuen Vorräten an Obst, Gemüse und Heu.“

Technisches.

gr. Photographische Entwicklungsmaschine. Bis her galt das Entwickeln photographischer Aufnahmen als eine so peinliche Arbeit, daß man wohl kaum auf den Gedanken kam, diese Thätigkeit maschinell zu bewirken. In der letzten Sitzung des Photographischen Vereins zu Berlin wurde aber eine Entwicklungsmaschine für Kodak-Films vorgeführt, die größeres Interesse verdient. Bekanntlich arbeiten viele photographische Aufnahme-Apparate mit sogenannten Films, worunter man ein langes Band für sechs oder zwölf Aufnahmen versteht, welches sich als lichtempfindliches Präparat um eine Rolle spult. Die gewöhnliche Entwicklung derartiger Bänder geschieht meist in der Weise, daß man ein solches Band an den Enden mit je einer Hand ansaßt und es auf und nieder durch eine Schale mit einem Entwickler usw. zieht, was in Anbetracht der Länge eines solchen lichtempfindlichen Streifens für 12 Aufnahmen ziemlich anstrengend ist. Die vorgeführte kleine Maschine, die man bequem in einem Kästchen, welches etwas größer als eine normale Bagarrentasche ist und naturgemäß mit der Größe der Aufnahme-Apparate wächst, bei sich führen kann, erledigt nun die bei Tages- oder künstlichem Licht vornehmbareren Entwicklungsarbeiten in einfacher Weise.

Diese Entwicklungsmaschine hat die Gestalt eines zweiteiligen Blechkastens, der zwei Achsen besitzt, die außen je eine Kurbel haben; an der einen Seite ist außerdem eine Befestigungsvorrichtung zur Aufnahme der Filmsrolle vorgesehen. Die beiden Achsen sind mit einem langen rotgefärbten Celluloidstreifen verbunden. Man arbeitet nun mit der Maschine in der Weise, daß man den schwarzen, schützenden Papierstreifen der Filmspule an der einen Achse, von der man vorher das Celluloidband abgeholt hat, befestigt und teilweise aufwickelt; jetzt wird das rote Celluloidband wieder an dieser Spindel angehängt und mit dem lichtempfindlichen Streifen herumgedreht, nachdem man zuvor den Entwickler in diesen Teil des Blech-

gefäßes gegossen und den Deckel hinaufgelegt hat. Durch fortgesetztes Kurbeln während etwa 4 bis 5 Minuten wird jezt der Filmsstreifen durch den Entwickler gezogen. Um die innige Berührung der lichtempfindlichen Schicht mit dem Entwickler auch sicher zu erreichen, ist das Celluloidband an beiden Seiten mit einem gerippten Gummiestreifen versehen, so daß der Entwickler überall ungehinderten Zutritt zu der Oberfläche des Films hat. Unter Benutzung eines besonderen Entwicklers wird, wie vorgenommene Versuche zeigten, eine gleichmäßige Entwicklung erreicht, ganz gleichgültig, ob Zeit- und Momentaufnahmen auf einem solchen Film in bunter Reihe wechseln. Nach 4 bis 5 Minuten wird der Entwickler ausgegossen, Wasser in die Entwicklungsmaschine gethan und durch Drehen an der Kurbel ein kurzes Waschen vorgenommen. Hat man dann das Wasser wieder entfernt und eine Fixierlösung in den Apparat gethan, so wird in der eben erwähnten Weise weiter verfahren. Nimmehr wird die Fixierlösung ausgegossen und ein gründliches Waschen der Films durch wiederholtes Erneuern des Wassers und etwa 5 Minuten langem Drehen an der Kurbel erreicht. Wenn auch dieser kleine Apparat hauptsächlich für Amateurphotographen großen Wert haben dürfte, da er ja das lästige Arbeiten in der photographischen Dunkelkammer, soweit wenigstens Filmaufnahmen in Frage kommen, vollständig erspart, so hat er sicherlich auch für viele Fälle praktischen Wert für die Berufsphotographen.

Humoristisches.

— Zeitgemäß. Käuferin: „Sind die Eier ganz frisch?“ Händler: „Ob sie frisch sind! . . . Wenn Sie sich gefälligst ans Telephon bemühen wollen, dann können Sie die Hennen noch gadern hören, die sie eben gelegt haben!“

— In der Kunstgewerbe-Schule. Professor: „. . . So, hier haben Sie eine interessante Blume! Dabon machen Sie mir jezt eine moderne Zimmereinrichtung!“

— Ein Schlaumeier. Vor dem Theater steht eine große Menge Menschen, die auf Einlaß warten. Da kommt ein Mann und klappert mit einem Schlüsselbund. Alle machen erwartungsvoll Platz. Er gelangt unbehindert zur Thür, steckt die Schlüssel — in seine Tasche und wartet ebenfalls, als Erster an der Thüre, bis sie geöffnet wird. — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Eine Björnson-Biographie von Chr. Collin erscheint zum 70. Geburtstag des Dichters (8. Dezember) bei Albert Langen in München. —

— Eine Robert Schumann-Biographie, aus der Feder von Hermann Albert, erscheint reich illustriert im Verlag „Harmonie“ (Berlin). Pr. 4 M. —

— Im Verlage von Simon Vernesteens in Kopenhagen erscheint demnächst in einer Auflage von 760 numerierten Exemplaren, das erste gedruckte Buch Gutenbergs in deutscher Sprache: „Die Mahnung“, wie es meist genannt wird, oder, wie der Titel vollständiger lautet, die „Mahnung der Christenheit wider die Türken“. Das Buch erscheint, nach dem einzigen Exemplare in der Münchener Staatsbibliothek, zum erstenmal vollständig herausgegeben, mit Erläuterungen von Johannes Reuhaus. Unter den Drucken Gutenbergs nimmt die 1454 entstandene „Mahnung“ — neun Seiten in Quarto — einen hervorragenden Platz ein. Aus dem Drucke erfahren wir seine Technik und sehen, wie reif die Erfindung schon geworden war, da die ersten Bücher erschienen. „Die Mahnung“ ist unter den letzteren besonders wichtig, weil darin zum erstenmal die gegoffenen Typen auftreten. —

— Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher“ ist vom hiesigen Schauspielhaus übernommen worden. —

— Frank Wedekinds vieraktige Tragödie „Erdegeist“ wird noch in diesem Monat im Kleinen Theater aufgeführt werden. —

— Kapellmeister Einödshofer veranstaltet am Montag in seinen populären Konzerten im Neuen Konzerthaus einen Komponistenabend, an dem zumeist Kompositionen von Strauß (Johann, Josef und Eduard) auf dem Programm stehen werden. —

— Elsa Laura v. Wolzogen ist breittflüchtig geworden; sie wird am 7. Dezember im Beethovensaal ein Konzert veranstalten. —

— „Eine Sitzung des Deutschen Reichstages“, betitelt sich ein umfangreiches Gemälde, das gegenwärtig in Berlin der Vollendung entgegengeht. Der Münchener Maler Georg Waldenberger arbeitet seit zwei Jahren an diesem Werke. —

— Bei der Preisverteilung für die eingereichten Entwürfe zum Rathausbau in Eberswalde erhielten: den 1. Preis (3000 M.) die Architekten Cremer u. Wolfenstein, Berlin; den 2. Preis (2000 M.) die Architekten Köhler u. Kranz, Charlottenburg; den 3. Preis (1500 M.) Karl Roemert, Berlin. —

— c. Die Gründung einer jüdischen Universität planen, nach einer Londoner Zeitung, die Führer der Zionistenbewegung. Jüdische Geldleute sollen schon 1000 000 Fr. für die Kosten des Planes, der im ganzen etwa 12 000 000 Fr. erfordert, garantiert haben. Gleichzeitig ist ein Plan im Gange, eine vollständige Geschichte des jüdischen Volkes vorzubereiten. —